

Freihaus der Hauptgeschäftsleute, die Vereinigung ... nach der Erklärung des Verhältnisses ... nach der Wiederholung ihres schändlichen Spielplans ... Und die Polizei? Sie erregt auch die Mißvergnügte. Der Prozess läuft jetzt, daß auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft die Art von Polizei-Korruption nicht auszuwurzeln ist.

Wann werden die Engländer siegen?

Dr. Robinson ist einer der ältesten „Kaffisthinge“. Er „Millionär“ wurde, Diamantgruben erbaute und Goldfelder erschloß, war er in frühesten Jugend nach Südafrika gekommen, unter den Buren aufzuwachen und Jahrzehnte hindurch teilte er mit den Boerern das harte Leben in der Kalbwinde und deren Kämpfe mit den Briten und Kaffern. Heute einer der leitenden Südafrikaner Magnaten der Londoner Börse, war Dr. Robinson damals der intime Freund und Geschäftsführer des selben Zoubert, Cronje und Meyer, die jetzt die besten Generale der Engländer sind, und er gilt in England selbst für den zuverlässigsten Kenner südafrikanischer Verhältnisse.

Dr. Robinson wurde um seine Meinung über die bisherige Kriegsführung seiner Volksleute befragt; sein Urteil ist ein vernehmendes. Seine Prognose für die Zukunft lautet mit diesen Worten: „So lange Ihr forscht, wie bisher, werdet Ihr gesiegt werden — und wenn Ihr Hunderttausende derselben Truppen gegen die Buren sendet, so gegen fünf Ihr nur, wenn Ihr Eure Taktik radikal ändert, Eure eigene Infanterie zu Fuß laßt und die Buren mit ihren eigenen Waffen, d. h. mit freiwilligen Scharfschützen-Regimenten und der besten Artillerie der Welt bekämpft. Aller Soldatenmutter Curer Soldaten und Offiziere ist einfach fortgeworfen, Eure Generale führen Euer prächtiges Manövermaterial einfach zur Schmach, ohne die leiseste Aussicht auf Erfolg.“

Es ist das genau daselbe, was alle Kenner Südafrikas bereits gesagt, aber keiner von ihnen wußte den Engländern anzugeben, woher sie diese von Jingo auf im Sattel setzten und mit der Finte vertrauten. Laufende nehmen sollen, Dr. Robinson fordert noch viel mehr. Er verlangt auch mit der Guerillakriegsführung vertraute Offiziere, ein vollständiges Reorganisation der Armeeverwaltung und besonders der Verpflegung, des Transportwesens etc. Und damit seine Volksleute an der absoluten Nöthwendigkeit all dessen nicht zweifeln, sagt er ihnen jene Gründe eingehend auseinander.

„Ein einziger Buren“, sagt er, „und jeder Mann, der wie ein Buren von Jugend an an Gull und Finte gewöhnt ist, kann hundert Mann moderner Soldaten erfolgreich widerstehen, sobald er sich einmal verstanden hat. Andererseits können unzählige Scharfschützen in ungeheurer Stellung zwanzig gegen eine Soldaten aus der besten Verpflegung treiben. Ein Beispiel: Im Anfang des Boerkrieges kamen wir eines Tages, eine kleine Patrouille von dreißig Mann, unter Dr. Robinsons Führung, am Galibonfluß auf 500 berittene und mit Gewehren besetzte Kaffern. Wir wandten uns vor der Uebermacht, um uns Lager zurückzuführen, als wir uns plötzlich einem großen Kaffernheer gegenüber fanden, welches uns den Rückzug hievte. Wir waren in einem Hinterhalt gefangen. Die Kaffern blieben völlig ruhig. Eine Viertelstunde lang warteten, sagte er, befindet sich ein feiner Hügel, dort mußten wir uns verstecken. Die Kaffern kamen, wir mußten uns aus dem Hinterhalt aus der Höhe einer Buchse auf, während zwei Mann hinter uns unsere Pferde hielten. Unsere Brustwehr war kaum zwei Fuß hoch, als die Kaffern bereits mit wildem Kräusen gegen heranprangen. Boizietter besah uns, nicht einen Schuß abzugeben, bis er selbst zu fernem beging. Er wurde die Dampfmaschine niederdrückte, die eine Hälfte von uns habe nur auf die Brustkisten der vorderen Kaffernpferde zu zielen und die zweite Hälfte die hintere Kaffern niederzulegen, welche von ihren Säulen sprangen und zu Fuß den Hügel zu sichern versuchten. Boizietter ließ die ersten 500 Kaffern auf 60 Kugeln beschießen. Dann fiel die Vorkantung auf die Hauptlinie, Salbe auf Salbe trachtete und wir lag ein immer höher, wendeten bald von Pferdeseiten. Die hiesigen von neuem ankommenden Reiterführer sind immer wieder nach rechts und links in weitem Bogen ab, verüchten vergessens und stets mit demselben Resultat, uns durch Platanenfeuer zu betreiben, und schließlich lag nur ein Häufchen der 5 bis 6000 Kaffern in weitem Umkreise um unseren Hügel. Der Kampf hatte um

3 Uhr früh begonnen. Um 3 Uhr nachmittags erstickten fünf oder sechs der jüngeren Buren, sie könnten nicht mehr. Bunge und Clayton waren ihnen dem kommenden Dinstag gefolgt, die Kaffern stief geworden und sie konnten kaum noch die Kräfte bewegen, Boizietter besah ihnen, Kiste in den Mund zu nehmen, ruhig liegen zu bleiben und schließlich sich anderen die Gewehre zu laden. So kämpften wir weiter bis 6 Uhr abends. Dann zogen sich die Kaffern zurück. Wir warfen uns zu je zwei Mann auf die uns verbliebenen Pferde (die Hälfte derselben war erschossen) und kamen glücklich ins Lager.“

Genau so, fuhr Dr. Robinson fort, geht es heute unseren Generalen, d. h. so wie damals den Kaffern. Unsere Generale sind in England im allgemeinen die besten gegen solche Männer, die jene wie Schafe unterworfen werden. Es ist heller Wahnsinn. Wir thun den Buren keinen Schaden. Was jetzt waren deren Verluste sehr gering. Ich habe die Angaben der Buren, die in England als lächerlich betradtet werden, für durchaus korrekt. Welche Schäden können unsere Soldaten denn, einen Hügel angreife und hinaufzuführen, einem unsichtbaren Feinde zufügen! Selbst unsere Artillerie bleibt ganz unerschüttert. Die in Form eines Regiments 8 nach Bojantomont anzuweisen. Ich kenne die Buren, deren Verluste nicht einem einzigen Buren gegenüber beträgt und die Verluste der Kaffern nicht zu vergleichen. Ich bin sehr überzeugt, daß die Buren ein schließlich aller Ausländer nicht mehr als 30000 Mann im Felde haben. Ihre große Ueberlegenheit liegt in ihrer Beweglichkeit. Ein Burenkommando, dessen Leiter jeder für vier bis fünf Tage Lebensmittel im Vorrat mit sich führen, kann in diesen fünf Tagen hundert bis hundertzwanzig Meilen. Eine Entfernung, zu der englische Infanterie mindestens 12 bis 15 Tage braucht. Das geladene den Buren, ganz abgesehen von ihrer Kampftätigkeit und ihrer Ueberlegenheit als Schützen und Reiter, selbst weit überlegen englischen Streitkräften gegenüber sich rechtzeitig zu konzentrieren, zu verzeichnen, den vordringenden englischen Korps den Weg zu verbergen und gleichzeitig ihre Klugheitslinie abzuzeichnen. Diese Beweglichkeit gestattet es ihnen, ihre Truppen zuerst gegen General White zu werfen, dann genügende Streitkräfte am Drangsal zu der Zeit der höchsten Strafe zu werfen, dieselben dann zum Zeit wieder vor dem Feinde zu werfen, und damit jene Streitkräfte frei zu machen, welche plötzlich vor Ghourat und Pietermaritzburg erschienen und gleich darauf wieder 5-8000 Mann zur Verstärkung Cronjes nach dem Waddersfluß hinüber zu werfen. Diese Beweglichkeit und die enorme Ausdauer ihrer kleinen Pferde gestattet es den Buren auch, bald hier bald dort zu erscheinen, um gleich darauf wieder zu verschwinden.

Ein solcher Feind können wir nur schlagen, wenn wir ihm leichtverwundete Truppen entgegen zu stellen vermögen. Das einfachste und besten großer Mann in der Schlacht in der Artillerie hilft uns nicht, außer wir haben zu ganz enormen Menschenopfern bereit. Das ganze Kampfsystem muß geändert werden. Wir brauchen Scharfschützen, perfekte Reiter voller Beweglichkeit, und die können wir nur durch irreguläre Reiterkorps schaffen, die in Südafrika selbst, und zwar derselben Klasse wie es die Buren sind, entnommen werden müssen. Nicht wie jetzt, die Bummer aus den Straßen von Kapstadt, sondern abgehärtete Farmer.

Wo England diese Tausende abgehärteter Farmer — Scharfschützen und Reiter hernehmen soll, sagt auch Dr. Robinson nicht.

Tagesgeschichte.

Salte a. Z., 3. Januar 1900.
Zur Neujahrsrede des Kaisers. Mit dem schon gestern erwähnten miternächtigen Neujahrsfest im Wächter des Berliner Reichstages war die Einsetzung neuer Kabinets und Kabinettsminister. Während des Wahlsprengens, den der Reichspräsident hielt, ließ sich der Kaiser auf beide Knie nieder; daselbst geschah von den Prinzen und Offizieren. Nach dem Amen spielte das Trompetorchester das Te Deum, und dann hielt Wilhelm II. seine von uns schon früher angeführte Rede. In derselben wurde eingehend gesagt, daß dank der Armee Deutschlands achtunggebietend seine ihm bestimmte Stellung im Rat der Völker wieder einnehme. Wegen Schluß der Rede wurde dagegen ausgeführt, durch Verklärung der Marine werde

Deutschland in der Lage sein, den noch nicht erreichten Platz zu erlangen. Wenn Deutschland bereits die ihm zukommende Stellung einnimmt — und dieser Meinung sind wir auch — dann braucht die Marine nicht erst diese Stellung zu erlangen.

Im Verlaufe seiner Rede kam der Kaiser auf die preussischen Konfliktwaffen im Anfang der sechziger Jahre zu sprechen und führte dabei aus, das Abgeordnetenhaus habe der damals vom König Wilhelm betriebenen Armee-Organisation Unverständnis entgegengezeigt. In Wirklichkeit wollte das Parlament, in welchem die Liberalen die große Mehrheit bildeten, die vom General v. Moos ausgearbeitete Beeresvermehrung bewilligen, wenn zugleich die zivilistische Dienstzeit abgeschafft würde. Selbst Moos war für dieses Burelländnis, doch König Wilhelm erklärte, lieber wolle er die Krone niederlegen, als dieses Burelländnis machen, und daran schickerte der Ausgleich.

Was dem gestern schon erwähnten Sage der Reichsrede Wilhelm II., er werde für die Marine, unbeeinträchtigt von jedem Widerstande, die Organisation durchführen, wie sein Vorgänger die des Landheeres, glaubt ein Berliner Blatt die Drohung herauszulesen zu dürfen, die Flottenvermehrung solle selbst gegen den Befehl des Reichstags durchgeführt werden. Dies ist jedoch wohl unrichtig, denn das könnte nur geschähe durch einen offensibaren Verstoß gegen das Gesetz. Mittel giff zwar Bismarck damals, in der sechziger Jahre; aber jetzt wäre ein Verstoß gegen das Gesetz undurchführbar; eine Katastrophe, die ihren Urheber jenseitlich verurteilt werden müßte. Die Welt ist seit jenem preussischen Verstoßkonflikt fast 40 Jahre älter geworden, und das zählt mit. Außerdem handelte es sich damals um das eine Land Preußen; diesmal würde es sich handeln um 25 Bundesstaaten. Und schon damals hat Bismarck wiederholt anerkannt, welche großen Gefahren für Krone und Minister mit dem Konflikt verbunden waren. Nur durch die für Preußen glücklichen Ereignisse von 1866 wurde damals der Konflikt beigelegt; ein solcher Krieg ist aber heute unmöglich.

Die Times, das tonangebende englische Blatt, bemerkt zur Reichsrede des Kaisers, die deutsche Armee habe nicht in dem Maße Deutschland geschaffen, als aus der Rede des Kaisers geschlossen werden könnte, Deutschland habe vielmehr seiner Anteiligkeit seine Stellung zu verdanken. Das trifft vollständig auch unsere Meinung.

Was dem Geist der Zeit. Die Post hat eine kleine Urkunde veröffentlicht, die von Kaiser Wilhelm II. erlassen, welches hundertsten dem Botschafter als diplomatische Erläuterung, welches die größte und fruchtbringendste Arbeit liefert hat, zweitens in welches Jahrhundert sich der Befragte am leichtesten und liebsten hineindenkt. Darauf hat nun der ehemalige Reichspräsident Debes von Bismarck geantwortet: „1. Das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert. 2. Als Hauptgeneral bei Caesar, Attila oder Friedrich dem Großen.“ — So schmerzlich die jetzige Welt auch den großen Verlust empfinden würde, wenn der obste Debes v. Bismarck ihr verloren gegangen wäre, so muß doch in seinem Interesse nach lebhafter bedauert werden, daß es unmöglich ist, ihm ins Mittelalter oder in die Zeit des Kaisers zurückzuführen zu lassen. Die Gegenwart muß sich nicht Herrn v. Bismarck eben damit trösten, daß er lieber nicht der einzige ist, der viel zu spät auf die Welt gekommen ist und auch noch andere Menschen gleich ihm ins Mittelalter besser passen als in die Zeit der Elektrizität.

Anderer Ansicht als unter obdem Debes ist der Philosoph Eduard v. Hartmann. Er schreibt: Was meine Person betrifft, so möchte ich die Zeit, in der ich gelebt habe, mit keiner früheren vergleichen, schon weil die persönliche Verantwortlichkeit und Freiheit der Meinungsäußerung niemals zuvor auch nur annähernd so groß war. — Wo wohnt denn der?

Wangel an Matrosen. Die Offiziere des Reichsmarineamt haben vor kurzem bestritten, daß die Gamarine Wangel an Matrosen empfinde. Jetzt schreibt die Hamburger Handelskammer im Jahresbericht für 1899 wörtlich folgendes: „Anfolge der starken Zunahme der deutschen Kriegs- und Handelsmarine und des gleichzeitigen Rückganges der Segel- und Dampfmarine macht sich der Mangel an tüchtigen deutschen Matrosen in dem Maße bemerkbar, daß die Seemannschaft immer mehr sich fühlbar. Allseitig wird in nautischen Kreisen die Ansicht geteilt, daß zur Veranschaulichung des Nachschubes an deutschen Seeleuten Besondere Anstalten getroffen werden müssen. Unter Beteiligung Hamburger Schiffahrtstresse hat sich der Deutsche Seemannschaft-Verein gebildet, welcher junge Leute auf in Fahrt zu fahrenden Seemannschaften praktisch auszubilden will.“

Der Fahndige?

Roman von Sektor Malot.
(Nachdruck verboten.)

2) Jetzt konnte er wieder aufstehen; es mußte sich ja schon finden, wie und wo man sich in den Garten einschließen hatte. An den Mauern, die er umwachte, entdeckte er nichts: keine Spur von Griselung; das Schloß des Thores war fest geschlossen. Da der Besucher nicht aus einem Ballon niederkommen war, so mußte er durch den Baillon gelangen sein. Aber berielte er sich nicht; die Fenster waren im Inneren fest geschlossen und da keine Fensterhebel mehr zu finden, so konnte niemand aus ihnen eingedrungen sein.

„Wie konnte er um so hoch her: das Mißgeschick des Baillonverursacher suchte er um so her: das Mißgeschick des Baillonverursacher bestand aus einem Schaufelstahl, einem Stiefel, einem Hut. Alles schien in Ordnung zu sein; als er jedoch genau hinsah, entdeckte er Sand und Erde vor dem Thore.“

„Wie und wann war das heringetragen worden?“
„Das ist die Frage.“
„Aber wie ist das heringetragen worden?“
„Das ist die Frage.“
„Aber wie ist das heringetragen worden?“
„Das ist die Frage.“

„Dies ist Sand?“
„Aber wie ist das heringetragen worden?“
„Das ist die Frage.“
„Aber wie ist das heringetragen worden?“
„Das ist die Frage.“

„Die Gelasse in das Haus zurückkehrte, öffnete sie das Gitterthor, denn die Stunde der Arbeit war nahe.“
„Die Gelasse in das Haus zurückkehrte, öffnete sie das Gitterthor, denn die Stunde der Arbeit war nahe.“

„Der alte Matin war so wenig als möglich Notar, sondern mehr Freund und Ratgeber seiner Kunden gewesen, von denen er nur notarielle Akte aufnahm.“
„Der alte Matin war so wenig als möglich Notar, sondern mehr Freund und Ratgeber seiner Kunden gewesen, von denen er nur notarielle Akte aufnahm.“

„sehen“, — war immer sein erstes Wort, und das zweite: „Ich werde Sie Alexis anvertrauen.“ Und da sich Alexis seit dreißig Jahren in der Erde befand, wo er als kleiner Junge eingetretet war, so wachte niemand zu fagen, das kam lieber mit dem Herrn selber verhandelt hätte, welcher es an jenem Tage gerade nicht mehr als an den anderen, eilig hatte, nach seiner Kiste zu kommen.

Seine Abneigung gegen schriftliche Arbeiten war so stark, daß man nach vierjähriger Praxis in den aufgeschlagenen Seiten die von seiner Hand verfaßten Arbeiten zählen konnte. Er wollte es so weit, daß er wenn jemand sein Testament machen wollte, alle Mittel anwandte, um den Augenblick hinauszuschieben, wo er die Feder anzuheben hätte, denn das Testament ist der einzige Akt, der von der Hand des Notars selbst ausgefertigt sein muß. Einmal Tages erschien eine alte Frau bei dem Notar, die er auch wohl schon manigmal wieder begegnet hatte, und erklärte, dieses Mal gehe sie nicht fort, ehe ihr Testament aufgesetzt sei; er wurde gewarnt, es aufzunehmen. Mit Lege darauf war die Frau tot. Damals schlug ihm das Gewissen, er fühlte, welche Folgen aus seiner Gleichgültigkeit entstehen könnten, und als dritter Mensch entschloß er sich, nicht länger mehr Notar zu bleiben. Drei Monate später verstarb er seine Antisubstanz an Goutteuse und widmete sich ganz seiner geliebten Dolmetscherei.

„Der zerkrumte Professor.“
„Wer hat mich das Douquet ins Zimmer gestellt?“
„Ich lieber Mann!“
„Beschuldigen Sie mich?“
„So? Na, erinnern mich, wenn Deiner ist, dann werde ich mich veranlassen.“

Sozialdemokrat. Verein Dölan u. Pieskau.

Die Mitglieder werden ersucht am 7. Januar abends 7 Uhr ihre Beiträge zu entrichten.

Der Vertrauensmann.

Gewerkschaftskartell Halle a. S.

Freitag den 5. Januar abends 8 1/2 Uhr

Haupt-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Jahresbericht des Vorstehenden, des Kassierers und der Revisoren. 2. Neuwahl des Vorstandes. 3. Mitteilungen und Anträge. Alle für dieses Jahr gewählten Delegierten haben pünktlich zu erscheinen und vor Beginn die Mandate abzugeben.

Der Vorstand.

Verband der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen. Zahlstelle Bitterfeld.

Samstag den 6. Januar abends 8 Uhr in Deisers Lokal

General-Versammlung.

Wahl des Gesamtvorstandes. Verschiedenes. Nicht aller Kollegen ist es zu erscheinen. Die Bevollmächtigten.

Ortskrankenkasse des Zimmerer-Gewerks.

Die Kranken-Meldestelle ist von jetzt an bei Wilhelm Weise, Lerchenfeldstraße 16.

Der Vorstand.

Mittelmanns Restaurant

Ecke Ziegenhagenstr., vis-à-vis Blindenanstalt.

Donnerstag

gr. Schlachtfest.

Früh 4 1/2 Uhr: Weißfleisch.

Abends: Würstl und Suppe.

Für gerüst. Unterhaltung in Sorge getragen.

Es ladet freundlichst ein

Geschäfts-Verlegung.

Mit heutigem Tage verlege mein

Zigarren-Spezial-Geschäft

von Leipzigerstraße 63 nach

Leipzigerstraße 58 (Ecke Riebeckplatz).

Indem ich für das mir seither bewiesene Wohlwollen bestens danke, bitte ich, mir daselbst auch im neuen Geschäft erhalten zu wollen. Meinem Geschäftsrunde getreu, werde ich bemüht bleiben, eine wirklich preiswerte Qualität zum Verkauf zu bringen ganz ergebenst

Franz Reuter.

Walhalla-Theater.

Direktion: Richard Hubert.

Gänzlich neuer Spielplan!

Die George Osmani-Gesellschaft, Bantominen-Darsteller. („Vette“, gr. Bantontime) Sensationell. Die E. Wallenda-Truppe, Barben- u. Pantalon-Ärztchen. (Neben und Treiben im Bigener-Lager). — Brothers Sarino, Jongleur in Baggeffens'cher Manier. — Die Gesellschaft v. Deelen, Darsteller von lebenden Wärmor-Bildern. — Miss Foy, Serpentin- u. Fantase-Tänzerin. (Sensationell.) — Mr. Arty Harry, musikal. Fantast. — Mlle. Adrienne Gaston, Trapes-Gymnastikerin mit ihrem Riesens-Luttrabe, ausgeführt von fünf Damen. — Fräulein Hanny Luxa, erzentische Erzieherin. — Herr Philipp Nickel, Original-Gesangs- u. Charakter-Summarist. Beginn 8 Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Restaurant Leipziger Turm

Töpferplatz 6.

Die besten Wünsche zum Neuen Jahr

sendet allen Gästen, Freunden und Bekannten

Gust. Max Schmidt u. Frau.

Neue u. gebrauchte Möbel.

Divans in Blüch und Stoff, einfache Sofas, Stegtische, Spiegel mit u. ohne Schränken, Bettstellen mit Matratzen, Aufsätze, Kleiderständer und Sesseltische, Stühle verkauft billig
Max Jungblut, Georgstr. 3.

Apollo-Theater.

Direktion: Fr. Wichele.

Neu! Die Donaufloten. Neu!

Original Wiener Damen-Terzett u. das sensationelle neue

Niesen-Programm.

Brants-Trio.

Warringtons.

Rudolf-Compagnie.

Margarete Larsen.

Frères Darval.

Jean Paul.

Barum.

La belle Ardid.

Strassensänger.

Selma Walther.

Anfang 8 Uhr. Ende 11 Uhr.

Von! Vorzeiger dieses Aus-

schnitts erhält wochentags

1-6 Billet zu folgenden

Vorzugspreisen: 1. Rang 50,

Bailon 40, Saal 30, Galerie 20 J

Serzliche Glückwünsche zum neuen Jahre

senden den Abonnenten des Volks-

blattes von Hohemannstr. u. Umgegen-

den die Liebhaber

Alfred Stipping.

Emilie Stipping.

Meiner werten Kundsch. sowie

allen Freunden und Bekannten von

Stadt und Land wünsche ich ein

fröhliches Neujahr.

Ed. Geschke, Zeit. Verhandlung.

Unserer werten Kundsch. zum neuen

Jahre die besten Glück- u. Segens-

wünsche.
Zeit. H. Schlegel u. Frau.

Stadt-Theater in Halle a. S.

Direktion: H. Richards.

Donnerstag den 4. Januar 1900

abends 7 Uhr

110. Vorst. im B. A. 77. Abonn.-Vorst.

2. Viertel. Farbe: weiß.

Götterdämmerung.

Gandlung in 3 Aufzügen v. R. Wagner.

Freitag den 5. Januar 1900

abends 7 1/2 Uhr

111. Vorst. im B. A. 34. Vorst. aus Abonn.

3. Viertel.

Rektes Beispiel des Charakteromikers

C. W. Müller.

Onkel Bräsig.

Lebensbild in 5 Akten.

Inspektor Bräsig: C. W. Müller a. S.

Thalia-Theater.

Donnerstag den 4. Januar 1900

Büch und Reichendach.

Schwanknovität in 3 Akten.

Serzlichen Glückwunsch zum

Jahreswechsel

Brumme & Lange, Zeit.

Schnell-Verleih-Anstalt.

Meiner werten Kundsch. wünsche

zum Jahreswechsel ein gesundes,

fröhliches Neujahr.

Zeit. Robert Fischer u. Frau.

Georgstr. 11c.

Gewerkschaftskartell, Zeit.

Freitag den 5. Januar 1900 abends

9 1/2 Uhr bei Weineds

Versammlung.

Tagesordnung: 1. Abrechnung.

2. Bericht des Vorst.

Der Vorstand.

Freie Turnerschaft

Weissenfels.

Montag den 8. Januar 1900

General-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Aufnahme neuer

Mitglieder. 2. Abrechnung vom letzten

Quartal. 3. Anträge u. Beschlüsse.

Der Vorstand.

Meine Wohnung befindet sich vom

1. Januar 1900 ab

an

an

an

an

an

an

an

an

an

an

an

an

an

Spiegel mit Schrank u. Trumeau sehr bill. zu vert. Vestingstr. 36.

Blättbretter Gr. Märkerstr. 23 24.

Bettstelle

mit Matratze, Schreibtisch, Kleider- Kleiderständer und Blüchhose billig zu verkaufen Vestingstraße 36.

Landbergerstraße 66,

Nähe der Bahn, sind Wohnungen bei 1. April 1900 zu vermieten.

Näheres im Laden.

Sofa, gut erhalten, billig zu verkauf.

Spitze 20, part. links.

Stube m. Kochofen in Nähe d.

Einellen von Wälseln. Oferten an

G. Keller, Kl. Berlin 1, erbeten.

Eine ehrliche Frau zur Aufrichtung

gesucht. Wansfelderstr. 11, part.

Verkauf!

2 Güte verfertigt Selbsternacht

in den 6 Färmen, Steinweg 24.

Bitte daselbst anzufragen.

Dankagung.

Allen Kollegen, Freunden und Bek-

annten für die aufrichtige Teilnahme

und zahlreichen Kranzsenden bei dem

Begräbnis unseres lieben Paulchen,

zugleich meinen Kollegen, die ihn zur

letzten Ruhe trugen, meinen herzlich-

sten Dank. Besondere Dank Herrn

Dr. Koegel für seine aufergebene

Thätigkeit an dem Krankenlager unseres

lieben Kindes.

Aug. Hapke u. Frau.

Mein großer Inventur-Ausverkauf

wird fortgesetzt.

Leinen- und Baumwollwaren, Damen- und Mädchen-Konfektion, Kleiderstoffe, Herren- und Damen-Garderobe, Schuhwaren.

Kaufhaus H. ELKAN, Leipzigerstraße 87.

Verlag und für die Inserate verantwortlich: August Groß. — Druck der Halleischen Genossenschafts-Buchdruckerei (G. W. u. S. S.) Halle a. S.

Ein neues Barenmanifest.

Der Vorkämpfer teilt mit, daß ihm von Petersburger Freunden ein hochbedeutendes Aftenstück überreicht wurde, das bestimmt ist, zum Neujahrstage nach russischem Kalender, d. h. zum 13. Januar unserer Rechnung, die Welt ähnlich zu überfluten, wie sie das Friedensmanifest vom August 1897 überflutet hat. Das Aftenstück lautet in vorzutragender Uebersetzung also:

„Da die Menschheit über die Schwelle eines neuen Jahrhunderts schreitet, fühlt sich mein erhabener Herr, Se. Majestät der Kaiser von der hochherzigen Ueberzeugung durchdrungen, daß in der Ausführung des großen Werkes, welches seine Initiative begann, nicht Stillstand eintreten dürfe, daß vielmehr durch nichts das neue Jahrhundert würdiger eingeleitet werden könne, als durch weitere tiefere Befestigung aller Fürsten und Staatsmänner mit dem Problem der allgemeinen Friedenssicherung und der möglichen Verminderung der verhängnisvoll auf allen zivilisierten Völkern lastenden Kriegslast.“

Die Beratungen in der Hofkapelle Seiner Majestät der Königin von Holland haben den Beweis der vollen Harmonie erbracht, in der die Souveräne aller Staaten der Friedensidee genügt sind. Dank der freudwilligen Unterstützung, welche der Kaiser bei den Fürsten des Auslandes fand, ist die Konferenz im Haag ein Ereignis von epödischer Bedeutung geworden. Es wurden mannigfache Maßnahmen beschlossen, durch welche nicht nur die Grauel des Krieges gemildert, sondern auch der Ausbruch kriegerischer Bewegungen wenigstens erschwert werden kann. Der Kaiser, mein erhabener Herr, ist von tiefem Dank zu Gott und den Souveränen der europäischen und außereuropäischen Staaten erfüllt, daß also die Grundlagen des Friedensbaues gelegt werden konnten, dessen Vollendung sein von den Intentionen christlicher Weltanschauung erfülltes Herz erstrebt.

Der Kaiser verehrt sich aber nicht, daß die geschlossenen Anträge noch mangelhaft sind, und daß auch sie der Abbröckelung anheimzufallen drohen, wenn nicht ohne Unterlaß und mit eifriger Hingabe die Erhaltung des Geschlossenen und vor allem seine Fortführung betrieben wird. Mit Verlangen sah der Kaiser, daß es nicht möglich war, Mittel und Wege zu finden, um die schon früher international vereinbarten Abänderungen der Kriegsverordnungen in den Kriegesregeln anzuwenden zu bringen, das es ferner gesehen konnte, daß in demselben Jahre der Friedensvereinbarung ein neuer Krieg ausbrach, dessen Ausbreitung über die ganze zivilisierte Menschheit nur durch die beherrschende Friedfertigkeit der nichtbeteiligten Staaten vorläufig verhindert werden ist. Doch bedrohlicher als alles dies, wie ein dunkles Wolken, unter dem das neue Jahrhundert bei den begünstigten Völkern einzieht, erscheint die Tatsache, daß die Weltkrieger der Nationen, die sich bisher hauptsächlich auf die Vorkämpfer beschränkten, nun auch hinsichtlich der Streitkräfte begonnen haben.

Zum Schutze der Küsten, zur Sicherung und Förderung des Handelsverkehrs in fernen Handelsplätzen und Kolonien wird die Marine in einem bisher unbekanntem Maße und in immer beschleunigtem Tempo vermehrt. Zu den schwereren Kasernen, welche die Gestaltung der Landheere den Völkern aufzwingt, kommen ungeheurer, dem Volksvermögen entzogene Summen für schwimmende Festungen, für Kreuzerflotten und Torpedos, die infolge der rapid sich entwickelnden Schiffsbautechnik, kaum vollendet, bereits veraltet erscheinen; im Kriegesfälle verfallen Hunderte Millionen in Ru in den Wässern, an deren Aufbringung die Völker lange und mißvoll gearbeitet hatten. Handel und Warenverkehr aber werden nicht gestört, da kein Staat sich freizuhalten vermag von Fieber der Rüstungen, und jeder immer wieder von neuem den anderen zu überbieten befehligt.

Die Verderblichkeit und Unsicherheitslosigkeit dieses Beginnes wird den Völkern immer mehr offenbar. Je ungeheurer die kriegerischen Rüstungen anwachsen, um so mehr erlärkt der Widerwille gegen sie. Religiöse und politische Fanatiker benutzen diese Verhältnisse, um die Massen zu verwirren und gegen alle Ordnung der Gesellschaft aufzuwiegen. Darum ist es ein Gebot der Selbstbehaltung, wie es eine Forderung des christlichen Glaubens und ein berechtigter Anspruch der nach Frieden begehrenden Völker ist, daß diesem neuen Unheil der Marineerweiterungen alsbald vorgebeugt werde, das alle Staaten gemeinsam bedroht und deshalb durch vereinte Bemühungen aller Staaten eingegränzt und beseitigt werden muß.

Darum ergeht des Kaisers Ruf in Anbegriff eines neuen Jahrhunderts hinaus in alle Lande, daß die internationalen Beratungen fortgesetzt werden mögen zur Bewältigung dieser

schwierigsten und erlichsten Frage. Se. Majestät der Kaiser kennt den freudigen Sinn der Souveräne, die sicheres mit Et. Majestät verbunden an der Fortbildung des großen Werkes des Friedenswerkes wirken werden. Aber auch alle anderen geistigen Führer der Völker unbekannt um den Kriegslärm, der heut noch tobt, unbekannt um den Erwerb einiger Verbieneter, die in den Brutalitäten des Krieges eine himmlische Sühnung zu sehen meinen, die Kraft finden, an der Herstellung von Recht und Gerechtigkeit unter den Völkern mitzuhelfen. Vor allen mögen die Parlamente, die im Begriff stehen, neue Marineerweiterungen zu beraten, sich von dem Gedanken erleuchten lassen, daß es einen besseren Weg giebt, das Vaterland zu schützen und zugleich der Menschheit einige Dienste zu leisten.

Das Ende des 19. Jahrhunderts sah den Anbruch des Friedenswerkes, das beginnende 20. Jahrhundert soll den großen Gedanken des Weltfriedens triumphiieren lassen über menschliche Schwäche und Stumpfheit.

Der Vorkämpfer hat mit einem angedeuteten neuen Manifest eine recht gelungene Satire erbracht. So, wie der Zar in vorliegender Kundgabe gesprochen haben soll, so mußte er sprechen, wenn er seinen ersten Manifest Radbruch verheilen wollte.

Nach dem Ausgang der Haager Komodie wird jedoch der Zar nicht gleich wieder Reizung empfinden, an das gute Herz der Regierungen zu appellieren.

Lokales und Provinzielles.

Heft a. 3., 3. Januar 1900.

Die Wahrnehmung berechtigter Interessen vor schon wiederholt der Streitgegenstand gegen unser Volksblatt in Gerichtsverhandlungen. So auch in dem ersten Falle in diesem Jahre gegen den Redakteur Genossen Weismann. Nach den neuesten Entscheidungen des Reichsgerichts soll die Wahrnehmung berechtigter Interessen nur unter ganz bestimmten Umständen anerkannt werden und nur unter dieser Dreifachnorm konnte die Strafammer zu dem geläufigen Urteile kommen.

Das Schöffengericht hatte die Wahrnehmung berechtigter Interessen anerkannt, da der Zweck und das Ziel der von Angeklagten redigierten Zeitung darauf hinwies, die Leser über die in Frage kommende Materie zu unterrichten. Es handelte sich um die Mißstände in den Gruben, die hier auf dem zu Obern v. J. stattgehabten Bergarbeiterkongress zur Sprache gebracht wurden, worüber seiner Zeit berichtet worden ist. Verleibt sein sollte der Dörfsteiger Blech von der Grube „Vereinsglück“ in Meuselwitz. Das beherrschende Strafammer hatte bekanntlich die Größung des Hauptverfahrens abgelehnt mit dem Hinweis, daß die Anlage ungerechtfertigt sei, aber die Staatsanwaltschaft legte dagegen bei dem Oberlandesgericht Beschwerde ein, worauf das Verfahren eröffnet wurde. Das Schöffengericht erntete auf Freisprechung und dagegen legte die Staatsanwaltschaft, welche die Sache im öffentlichen Interesse verfolgte, Berufung ein. Der in Frage kommende terminierte Artikel erschien in der Nummer vom 7. Juni v. J. und trug die Überschrift: „Nachträge vom Bergarbeiterkongress“. Es hieß demnach, der Referent, Bergarbeiter Blech, aus Meuselwitz, habe gesagt, an der Grube „Vereinsglück“ sei der Arbeiter G. Kolbe verunglückt und der Dörfsteiger Blech habe den St. gewarnt vor seiner Vernehmung vor dem Oberberger Schöns in Zeitz, die Wahrheit zu sagen. Blech soll diesen Worten noch hinzugefügt haben: wenn die Sozialdemokraten davon Kenntnis bekommen, scheuen diese keine Mittel, um die Sache an die Öffentlichkeit zu bringen.

Vor dem Schöffengericht wurde bezüglich dieser Behauptung der Beweis durch die Zeugen Kolbe und Blech erbracht und Genosse Weismann berief sich deshalb auf die Feststellungen erster Instanz. Im übrigen habe sich Blech über den Artikel gar nicht beleidigt gefühlt. B. sei erst durch die vorgelegte Behörde gezwungen worden, Strafantwort gegen das Volksblatt zu leisten. Und von einer Wucht der Beleidigung könne doch gar nicht die Rede sein, da doch das Volksblatt objektiv nur das berichtet habe, was der Referent Blech in jener Versammlung gesagt hat. Wenn jemand dafür verantwortlich gemacht werden soll, so könnte es doch nur der Referent des Kongresses sein. Von der Vernehmung der Zeugen wurde Abstand genommen, da man die Feststellungen von erster Instanz allseitig anerkannte. Es war nur freitrag, wie eingangs schon gesagt wurde, ob dem Angeklagten der Schulds § 193 zur Seite liege. Der Staatsanwalt verneinte dieses und meinte, das Schöffengericht habe zu Unrecht die Wahrnehmung berechtigter Interessen zurkannt. Es sei nicht fixiert und auch nicht durch gerichtliche Bestimmungen festgelegt, was zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gehöre. Eine Beleidigung liege

vor, das habe auch das Schöffengericht anerkannt. Diese Beleidigung auf Grund des § 193 für strafbar zu erklären, erscheine nicht angebracht, man könne doch die Beleidigung durch solche Veranlassungen nicht mit der Berücksichtigung der unanschaulichen Parlamentsreden auf eine Stufe stellen. Die Beleidigung liege aber nicht so schwer, daß, wie in erster Instanz, Gefängnisstrafe (6 Wochen) zu beantragen sei. Eine Geldstrafe von 300 Mark event. 30 Tage Gefängnis erscheine als eine ausreichende Sühne.

Der Verteidiger, Rechtsanwalt Herzfeld, ist der Meinung, daß der Schulds des § 193 nicht verlag werden könne. Die Parlamentsberichterstattung könne mit dem vorliegenden Falle nicht in eine Linie gestellt werden, denn dabei komme die Wahrnehmung berechtigter Interessen gar nicht in Frage, da wahrheitsgetreue Kammerberichte nicht strafbar aufgestellt werden können, auch wenn sie Unrichtigkeiten oder Verstößen enthalten. Das Verfahren des Berichterstatters auf dem Kongresse ist es jedenfalls gewesen, nur die Wahrheit zu berichten und das ist gefehlen, indem man glaubte, das was gesagt ist, beruht auf Wahrheit. Deshalb sei der Schulds des § 193 anzuerkennen und der Angeklagte, wie in erster Instanz, freizusprechen. Genosse Weismann bemerkt noch, daß es absehr unbillig ist, eine Zeitung so zu verurteilen, daß sie keine Unrichtigkeit enthalte. Im vorliegenden Falle habe er doch alles getan, was zur Vermeidung notwendig erschien, und daß er nun noch bestraft werden sollte, finde er unbillig. Das Gericht hat jedoch das erstinstanzliche Urteil auf und verurteilte den Angeklagten zu 5 M. Geldstrafe event. 1 Tag Gefängnis nebst Publikationsbeschnitt für den Dörfsteiger Blech. In der Urteilsbegründung wurde ausgesprochen, daß dem Angeklagten der Schulds des § 193 nicht zur Seite liege, da das Reichsgericht entschieden habe, daß nur unter ganz bestimmten Umständen die Wahrnehmung berechtigter Interessen anzuerkennen sei. Der Fall liege aber außerordentlich milde, da der Angeklagte alles getan habe, was zur Vermeidung geboten erschien. Es sei dementsprechend eine milde Strafe verhängt worden.

Wer gehörte auf die Anklagebank? Eine kleine Vergrößerung schien es gewiesen zu sein, welche die beiden Jünger der Jurisprudenz, die 23- bis 24-jährigen Kandidaten Wenig und Ring veranlaßte, gegen den Schöft Gustav Ruhe und den Bistrierer D. S. R. N. i. e. d. l. von hier Strafanzeige wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung zu erstatten. Das edle Maß schien es den beiden Herren angethan zu haben, sich am Palmsonntag einmal in ihrer ganzen Größe und Schneidigkeit zu zeigen. Sie hatten aber in diesem Falle die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das Brautvatergebäude, das damals vom Schöft Ruhe bewirtschaftet wurde, sollte an jenem grünen Feiertage als Zummelplatz ihrer Wirtin dienen. Dort nachmittags angekommen, bestaunten sie die Güte durch und vielen Damen und Herren in herabfordernder Weise an. Das gutmütige Publikum machte zunächst gute Miene aus bösen Spielen. Als die Sache aber zu bunt wurde, verbat man sich ein derartiges Betragen, was zur Folge hatte, daß sich die Herren entfernten. Abends kehrten sie aber wieder in das Restaurant zurück, um die Befestigung des Publikums und den damit verbundenen Unflug fortzusetzen. An einem Tisch im Winterzimmer, wo bereits ein Herr mit seiner Dame saß, nahmen sie Platz und ließen angulische Bemerkungen fallen. Der eine Rechtskandidat bezeichnete die Dame als „kleines Mäuschen“ und so ging die Geschichte weiter, bis sich der Gast veranlaßt sah, seinen Platz zu verlassen und sich über das lästige Benehmen der beiden Studenten bei dem Wirt zu beschweren. Herr Ruhe schritt darauf zu und forderte die Stabdamen auf, das Lokal zu verlassen. Dieses seien ohne erst lange ein Verfahren einzuleiten, als er durch das große Zimmer geleitet wurde, selbst Zufuß, indem er dem Wirt einen Schlag auf den Kopf versetzte. Dieser Art Rechtspredigt sollte ihm aber überflüssig sein. Das Publikum, das schon lange an dem Betragen dieser beiden Herren Vergewissungen gemacht hatte, erlosb sich und stibte nunmehr Anstalts, wobei es allerdings nicht nach Schemata P herging, auf Form und Umstände weniger Rücksicht genommen wurde und die „milderen Umstände“ erst drängen vor der Thür willigt wurden. Ring wurde, vielleit zu seinem Glück, so schnell von dem Bistrierer hinausbefördert, daß es ihm nicht einmal möglich war, sich des Kaisersdenksbuchs schuldig zu machen. Sein Kollege Wenig, der von dieser Art Rechtspredigt ebenfalls nicht einmaler erbaunt werden zu sein sich fühlte, zog es vor, sich nicht bei dem in das hintere Zimmer zu

Inventur-Ausverkauf.

In meinem Inventur-Ausverkauf habe ich die Preise für sämtliche Waren bedeutend herabgesetzt, wovon sich jeder Kunde übermass. Es bietet sich somit Gelegenheit, neue Ware:

Schwarze Kleiderstoffe, farbige Kleiderstoffe, Seidenstoffe, Tischdecken, Möbelstoffe, Teppiche, Gardinen, Leinen- und Baumwollwaren, fertige Herren- und Kinder-Wäsche, Jacketts, Kragen, Kinderkleider

aussergewöhnlich billig zu kaufen.

Ein Besuch des Inventur-Ausverkaufs von M. Schneider ist für jede Dame lohnend, Kanfzwang existiert nicht.

40 Verkaufshäuser 40

unterhalten die vereinigten Firmen

M. Schneider in Deutschland.

M. Schneider,

Leipzigerstrasse 94,

part., I. u. II. Etage.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 4. Januar

Nr. 1

In Reih' und Glied.

Von Wenzel Breuer.

In Reih' und Glied, in Reih' und Glied,
Ihr ungezählten Arbeitsscharen!
Kommt alle ohne Unterschied
Der Arbeit heilig Recht zu wahren!
Wem je auf Wangen, Stirn und Hände
Sie Furchen oder Schwielen zieht,
Wer sich in harter Frohn ohn' Ende
Durchs Leben qualvoll ringt und müht:
In Reih' und Glied!

In Reih' und Glied, ihr Brüder all,
Die ihr in Massen müht entbehren,
Pereinzelt seid ihr Rauch und Schall
Und eure Lasten stets sich mehren.
Bedenkt, wie Weib und Kinder leben
Und was von euch ein jeder litt;
In Massen müht ihr euch erheben,
Wenn die Gewalt euch niedertrifft:
In Reih' und Glied!

In Reih' und Glied! Stellt euren Mann
Im heil'gen Kampf, den wir zu führen,
Wer jetzt noch abseits stehen kann,
Der ist ein Knecht bis in die Hieren.
Wir legen erst die Waffen nieder,
Bis unserm Kampf der Sieg erblüht;
Denkt an eure Pflicht, ihr Brüder,
In Ost und West, in Nord und Süd:
In Reih' und Glied!

Ans: „Nordböhmische Klänge“, eine Sammlung von Arbeitergedichten, Verlag von Albin Langner, Chemnitz. Preis 75 Pf.

Wie man ein „schlechter Arbeiter“ wird.

Eine alltägliche Geschichte.

Der Kamerad, den ich Euch vorführen will, arbeitet überall. Es ist gleichgültig, ob ich ihn Johann Fleißig oder Johann Peter nenne, jeder von Euch wird ihn erkennen und ihm seinen richtigen Namen schon geben.

Der Held meiner Geschichte also ist erst letzte Woche der Organisation beigetreten, obwohl er bereits in den Vierzigern ist, und ich will auch erzählen, wie das gekommen ist.

Johann Fleißig ist ein guter Vorarbeiter, er verdient 40 fr. pro Stunde in dem Betriebe, in welchem er seit zwölf Jahren arbeitet; der Fabrikherr spricht denn auch niemals von ihm, ohne zu sagen, er wolle, er hätte lauter solche Arbeiter. Johann hatte natürlich bis jetzt niemals die öffentlichen Versammlungen besucht und hatte sich von den Organisationen ferngehalten, wo man — wie er früher zu sagen pflegte — nur Schreier und Ehrgeizige sieht.

Johann Fleißig, der diejenigen seiner Kameraden als Ehrgeizige behandelt, welche, trotzdem sie dabei fortwährend Gefahr laufen, gemahregelt zu werden, täglich drei bis vier Stunden ihrer Mühe der Agitation opfern, hatte aber selbst seinen kleinen Ehrgeiz.

Vor zwei Jahren erhielt sein Vater eine Medaille dafür, daß er dreißig Jahre in demselben Hause gearbeitet hatte.

Der Greis stützte sich durch diese Auszeichnung sehr geschmeichelt, die Freude des Sohnes aber kannte keine Grenzen, besonders als der Fabrikherr gelegentlich der Zeremonie ihn auf die Schulter klopfte und sagte: „Mein Freund Johann, an Sie wird auch noch die Reihe kommen. Sie haben noch mehr als achtzehn Jahre Zeit.“

Am darauffolgenden Sonntag wurde eine kleine Feier veranstaltet, Johann lud vier seiner Arbeitsgenossen „auf einen Pöffel Suppe“, wie er sagte, um sich die Auszeichnung des „Alten“ anzusehen. Ach, was hätte er darum gegeben, wenn er achtzehn Jahre älter gewesen wäre! Die Zukunft erschien ihm ebenso rosig wie die Gegenwart; aber seine Illusion sollte nicht lange dauern.

Es war vor einem Jahre, da brachte seine Frau ein drittes Kind zur Welt, wodurch er gezwungen wurde, auf einmal fünfzig von den 150 Franken herauszunehmen, die er in der Sparkasse hatte. Gleichzeitig trat eine Verminderung seiner Einnahmen dadurch ein, daß der Fabrikherr infolge der Krise nur einen Teil des Tages arbeiten ließ.

Bald muß er auch die übrigen hundert Franken herausnehmen, und Johann Fleißig begann einzusehen, daß es unredt von ihm war, zu sagen, daß diejenigen, die keine Ersparnisse machten, „Nichtsthuer“ seien.

Aber das sollte nicht die letzte Überraschung sein, die dem Armen zu teil wurde. An einem Dezemberabende, als er mit seiner Frau seinen Wochenlohn einteilte und wieder einteilte und dabei die uns allen nur zu wohl bekannte Pitanei wiederholte: „So viel für den Kaufmann, so viel für den Bäcker, so viel für den Hausherrn!“ sagte ihm seine arme Lebensgefährtin mit thränenersüßter Stimme: „Wir können diesmal den Zins nicht bezahlen; ich habe, am Arzt und Apotheker für das Kind bezahlen zu können, dem Bäcker die ganze Woche schuldig bleiben müssen und er hat mich, als ich leztlich um Brot bei ihm war, so grob angefahren, daß ich versprach, ihn heute zu befriedigen. Du mußt den Hausherrn sofort aussuchen und ihm unsere Situation auseinandersetzen.“

„Nein!“ sagte Johann rauh, indem er seine Wohnung zu großen Schritten durchmaß. „Geh' Du, wenn Du willst.“

Sie ging, die Arme. Aber der Hausherr wollte nichts hören und drohte mit Delogierung und Pfändung, wenn der Zins binnen 48 Stunden nicht erlegt würde. Er verwirklichte diese Drohung zwar nicht, aber er ging mit seiner Forderung zu dem Brotherrn Johanns, um ihn zu bitten, den Betrag von dem Lohne seines Arbeiters zurückzubehalten.

Der Vorrichter wurde sogleich in das Bureau gerufen, wo ihm der Fabrikant in unwirtlichem Tone sagte: „Sie wissen, Johann, ich liebe die Arbeiter nicht, die Schulden machen: ich werde von ihrem Lohne Abzüge für Ihren Hausherrn machen, wenn Sie damit einverstanden sind, um Ihnen die Gerichtskosten zu ersparen. Im übrigen sage ich Ihnen, daß, wenn ich Sie auch sonst immer für einen braven Menschen gehalten habe, ich, im Falle sich das wiederholen sollte, gezwungen wäre...“

„Aber Herr,“ stotterte der Unglückliche, „ich bin heute ein ebenso braver Mensch, als ich es sonst war.“

„Schon gut! Schon gut! Es scheint nicht, denn Sie bezahlten Ihren Hausherrn nicht. Es ist das erste Mal, daß Ihnen das passiert, aber lassen Sie es auch das letzte Mal sein.“

Johann kehrte abends heim, buchstäblich zu Boden geschmettert. Sein Vater, der ihn sonst nur Sonntags zu besuchen pflegte, saß in der Stube. Er achtete ein neues Unglück und wollte hören, was es Neues gäbe.

„Ja wohl, Neues giebt's, mein armer Junge. Es ist das, daß ich, der ich meine Tage zu beschließen gedachte, ohne etwas

von Dir zu verlangen, Du vom nächsten Monat ab zur Last fallen werde. Ich bin entlassen worden. Man findet mich zu alt."

Johann glaubte, der Verstand müsse ihm schwinden. Er kreuzte die Arme auf der Brust und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Ist es möglich?“ Und in einem Tone, der die ganze Familie erzittern machte, sagte er:

„Sie haben Dich entlassen! O, die Hunde! Die Medaille sollte also die Pille nur verzuckern!“

„Da es aber kein Gesetz giebt,“ sagte der Alte, „um solche Schändlichkeiten zu verhindern, sollten sich alle Arbeiter zusammenschließen, um sie abzuwehren!“

„Du hast recht, Alter,“ sagte Johann; „es ist das einzige Mittel; es mag vielleicht lange währen, bis es wirkt, aber anfangen muß man. Heute abend trete ich der Organisation bei. Ich habe bis jetzt nichts für die Sache gethan, aber ich will's einholen.“

„Geh' hin, Johann fleißig, besser spät als nie!“
(Aus dem Französischen des PAUL MINK.)

Die Komödie des Todes.

„Die Komödie des Todes“ nennt Genosse Wilhelm Liebknecht eine Begebenheit aus seinem Leben, die 36 Jahre zurückliegt und die ihm alte Papiere zurückriefen, die er während seiner letzten Strafhaft im Charlottenburger Amtsgerichts-Gefängnis durchmusterte. Genosse Liebknecht erklärt die Vorgänge, die er in der Neuen deutschen Rundschau erzählt, als durchaus dem Leben entnommen, sie enthüllen eine Höhe der Standhaftigkeit bei einer Frau, die mit Staunen erfüllt, und rechtfertigt das Wort des Dichters, daß das Leben seltsamer arbeitet als die Dichtung. Die Frau, welche die Komödie des Todes oder vielleicht genauer die des Lebens spielte, war die Gattin des ersten Arztes einer reichen Universitätsstadt, der selbst von Billroth in kritischen Fällen zu Rate gezogen wurde. Seine Frau, selbst die Tochter eines Arztes, hochgebildet, schön und sanften Charakters, paßte vortrefflich zu ihm — es war eine jener seltenen Ehen, wo beiderseitige Neigung und die Gunst der Verhältnisse zusammentreffen: Drei Kinder: zwei Töchter, die ältere mit einem jungen Privatdozenten verlobt, die zweite auf der Malerschule in München — das Talent hatte sie von der Mutter geerbt —, der Sohn, als Student der älteren und neueren Sprachen sich für den Lehrerberuf vorbereitend — alle gesund und gut geartet. Da zeigte sich plötzlich ein Wöllchen an dem bisher so sonnig heiteren Himmel. Bei dem Arzt, den Genosse Liebknecht Dr. Bernhardt nennt, zeigten sich die Anfänge herannahender Taubheit. Seine kostbare Lebenshaltung war durchaus auf sein Jahreseinkommen, das bis zu 10000 M. ging, basirt. Mit Schrecken sah er dem drohenden Verlust seiner Praxis und damit seines Einkommens entgegen. Die Bernhardtischen Geheule bereiteten sich ökonomisch auf den drohenden Schicksalsschlag vor. Aber er kam von ganz anderer Seite. Genosse Liebknecht erzählt:

„Meine Frau, als älteste Freundin, war im Vertrauen; sie kannte die ganze Lage, kannte jede Einzelheit dieser geheimen Familientragödie; und als Frau Doktor Bernhardt unerwartet ins Zimmer trat, glaubte sie, es handele sich um irgend eine plötzliche Wendung im Befinden des Mannes. Doch dem war nicht so. Und der merkwürdige Ausdruck im Gesicht der Besucherin, der Ton der Stimme, eine ungeheure Belastung des Gemüths verkündend, ließ auf etwas Außerordentliches schließen, so daß meine Frau ganz erschreckt war. „Sie dürfen nicht erschrecken!“ sagte die Freundin, sich zu ihr aufs Sofa setzend, „Ich rechne auf Ihre Festigkeit; ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber halten Sie mich nicht für verrückt — ich bin so ruhig wie Sie — fühlen Sie meinen Puls (und der Puls war ganz regelmäßig, sie war weit ruhiger als meine Frau, deren Angst durch dieses Einleitung natürlich noch gesteigert ward). Und, meiner Frau ruhig ins Auge sehend, sagte sie ruhig, fast kalt: „Ich muß sterben! Ich habe soeben mein Todesurteil gelesen!“ — Meine Frau wollte aufspringen. — „Hören Sie nur. Sie wissen, ich bin die Tochter eines Arztes und die Frau eines Arztes — ich habe mich immer für Medizin interessiert und viele Bücher aus der Bibliothek meines Mannes gelesen, so daß mir manches bekannt ist, was dem Laien fremd bleibt. Vor etwa einem halben Jahre veripürte ich in meiner Zunge ein sonderbares Brickeln, das indes wieder verging und dann wieder vergessen ward. Doch das Brickeln lehrte zurück; verlor sich wieder, kam abermals zurück, und als mir eines Tages das Ansprechen eines Wortes Schwierigkeiten machte, schob mir wie ein Blitz der Gedanke durch das Hirn, daß ich von einer der fürchtbarsten Krankheiten, welche die ärztliche Wissenschaft kennt und von welcher im Gespräch meines Mannes mit einem Kollegen kurz vorher die Rede gewesen war: von Zungenlähmung ergriffen sei. Die Zunge stirbt von der Spitze an bis zur Wurzel langsam ab, bis die Fähigkeit des Schlingens aufhört und schließlich durch Schwellungen im Hals,

weil nicht vorher Erstickung eintritt, auch die künstliche Ernährung unmöglich wird, und der Patient bei vollem Bewußtsein — das ist das Gräßliche — verhungert. Hungertod oder Ersticken — das sind die zwei eisernen Griffe dieses Dilemmas, das, wie eine Fange, was es gepackt hat, nicht wieder losläßt.

„Den schrecklichen Gedanken konnte ich nicht wieder los werden; je mehr ich meinen Zustand mit den Merkmalen der Krankheit, soweit ich mich deren erinnerte, verglich, desto wahrscheinlicher wurde mir, daß ich richtig vermutete. An meinen Mann, den Berufsenken in jeder Beziehung, konnte ich mich natürlich nicht wenden. Wie konnte ich das furchtbare Leid, das auf ihm lastete, noch vergrößern — zu seinem Elend noch das meinige hinzufügen? An einen fremden Arzt mich wenden — das widerstrebte mir. Aber es war eines neuen Werkes Erwähnung geschehen, das von dieser Krankheit handelte. Ich holte das Buch hervor und fing an zu lesen. Das war vorgestern abend. Ich las und las, prüfte die Abbildungen, — und je mehr ich las, prüfte, verglich, desto mehr fand ich mich in meiner Annahme bestärkt, desto mehr wurden die Zweifel zurückgedrängt. Volle Gewisheit erlangte ich jedoch noch nicht. Es war 2 Uhr nachts geworden. Mein Mann, durch mein langes Wegbleiben beunruhigt, rief mich. Ich mußte die Empfangnahme des Urteils über Tod und Leben auf den folgenden Tag verschieben. Es war ein Tag unter dem Beil der Guillotine. Und niemand, dem ich mein Herz ausschütten konnte! Im Gegenteil — ich mußte noch die Trösterin sein.

„Gestern abend setzte ich die Arbeit fort. Ich war jetzt so weit unterrichtet, daß ich die Punkte, auf welche es ankam, genau kannte. Ich ging methodisch zu Werke. Die entscheidenden Symptome stimmten sämtlich; und eine Untersuchung meiner Zunge, die ich mit Hilfe einer Lupe und eines Spiegels vornahm, beseitigte den letzten Zweifel. Ich war zum Tode verurteilt. Mechanisch fiel mein Auge auf die Wanduhr, als ich mir das Urteil sprach. Ich glaube, ich sprach es laut. Es war 1/2 heute morgen. Die Krankheit dauert durchschnittlich anderthalb Jahre; doch die unmittelbaren Anfangsstadien sind dabei einzuzurechnen. Ich habe ungefähr noch drei Vierteljahre zu leben.“

„Sie täuschen sich gewiß,“ hatte Frau Liebknecht gesagt; aber die Arme hatte nur zu richtig prophezeit. Aber um ihren so schwer kämpfenden Mann zu schonen, verbarg sie ihm und der ganzen Welt das schreckliche Geheimnis mit erstaunlichem Selbstenmut und noch erstaunlicherem Raffinement.

Dr. Bernhardt, der berühmte Diagnostiker, dessen sicherer Blick im Erkennen der Krankheiten bewandert war, hatte keine Ahnung von dem Zustand seiner Frau. Sie lagte nicht, sie lobte ungeheuer ihre Gesundheit — das war seit langen Jahren der erste Winter, in dem sie von der bösen Grippe verschont geblieben war; sie verrichtete all ihre Arbeiten und war eher beweglicher und stinker als sonst — und das verätherische Anstoßen der Zunge oder Kallen, in welchem die furchtbare Krankheit sich äußerte, blieb ihm, in Folge seiner Schwerhörigkeit, verborgen. Die Kinder, denen die störende, veränderte Aussprache der Mutter aufzufallen anfing, mußte sie durch das Märchen zu beschwichtigen, sie habe, was jedem Menschen dann und wann einmal geschieht, sich in die Zunge gebissen. Die Aufrechterhaltung der Täuschung ward allerdings schwerer von Tag zu Tag. Einmal, weil die Finger des Todes sich immer tiefer einfrachten und das Lebensmark zerstörten, so daß immer größere Willensstärke erforderlich war, den zunehmenden Schmerz und die zunehmende Schwäche zu überwinden. Und zweitens, weil die Zungenlähmung in ihrem unaufhaltsamen Fortschreiten das Sprechen immer undeutlicher machte. Ihrem Mann ließ sich das verbergen. Konnte er sie nicht verstehen, so trug sein Gehörleiden die Schuld, und sie schrieb ihm, was sie zu sagen hatte, auf eine Tafel. Nicht so leicht war es mit den Kindern. Als es sich gar nicht besser wollte und stets schlummer wurde, konnten die Ausflüchte der Mutter nicht mehr beruhigen. Die Kinder befragten einen befreundeten Arzt. Dieser kam. Die arme Frau erschrak, sie sah ihr Geheimnis bedroht, doch sie sagte sich schnell, bat die Kinder, sie bei der Konsultation allein mit dem Arzt zu lassen, führte ihn auf ihr Zimmer und — sagte die Wahrheit. Er wollte ihr zuerst nicht glauben, mußte sich aber überzeugen, daß sie die Wahrheit gesagt und daß sie nur noch wenige Monate zu leben hatte.

Endlich kam der Tag, wo die Kräfte erschöpft waren. Sie brach zusammen. Ohnmächtig wurde sie zu Bett geschafft. Dem Mann, der im Egoismus des eigenen vergleichsweise geringfügigen Leidens das Hinsiehen seines Weibes nicht wahrgenommen hatte, flutete nun mit einem Male die ganze Wahrheit entgegen. Er war niedergeschmettert. Sie konnte nicht mehr schlucken — und war schon halb verhungert, als sie zusammenbrach. Es mußte sofort mit künstlicher Ernährung versucht werden. Das ging zwei Tage lang. Auf die Tafel kritzelte sie noch mit zitternder Hand: „Vergebt mir!“ Ein paar Minuten darauf ein Krampf, ein Nücheln — und Commedia finita — sie war zu Ende“ so schließt Liebknecht seine Darstellung, „diese Komödie des Todes — gespielt von der Liebe.“

„Die ganze Richtung paßt uns nicht.“

Ueber seine Erlebnisse mit der Zensur dramatischer Werke plaudert Oskar Blumenthal in der Deutschen Revue. Unter anderem berichtet er über das Verbot von Sodoms Ende von Sudermann, das von dem damaligen Polizeipräsidenten Herrn v. Richtofen ausgegangen war. Ueber seinen Besuch bei diesem berichtet Blumenthal: „Ich höre soeben, Herr Präsident, daß mir drei Tage vor der ersten Aufführung Hermann Sudermanns Drama Sodoms Ende verboten werden soll? „Das stimmt!“ „Und daß Sie persönlich das Verbot verfügt haben?“ „Stimmt auch!“ „Ja, aber bedenken Sie die Situation des Bühnenleiters, Herr Präsident. 14 Tage angestrengter Bühnenproben... ein Gastspiel mit Joseph Kainz für diese Nobilität abgeschlossen... der ganze Spielplan der nächsten Wochen darauf aufgebaut... selbstverständlich kein Ersatzstück vorbereitet... die Erfolge des früheren Repertoires ausgeschöpft... das Haus für die ersten drei Vorstellungen schon vollständig ausverkauft... und nun diese Katlosigkeit auf der Saison, in der besten Zeit des Theaterjahres... „Alles sehr traurig! Aber die Behörde kann auf Privatinteressen keine Rücksicht nehmen.“ „Aber warum das Verbot? Warum?“ „Weil es uns so paßt!“ „Ich verstehe vollkommen, Herr Präsident... Sie wollen mir durch diesen Aktionismus in das Gedächtnis rufen, daß nach der polizeilichen Verordnung vom 10. Juli 1851 die Behörde nicht verpflichtet ist, für das Verbot eines Stüdes Gründe anzugeben... „Na, da wissen Sie ja also Bescheid!“ „Ich meine aber nur, Herr Präsident, daß doch immerhin die Möglichkeit vorliegt, durch behutsame Aenderungen die Bedenken, die zu diesem Verbot geführt haben, aus der Welt zu schaffen. Vielleicht sind es nur einige gewagte Stellen, um die es sich handelt?“ „O nein!“ „Oder einzelne Szenen?“ „Auch nicht!“ „Ja, aber was sonst?“ „Die ganze Richtung paßt uns nicht!“ Direktor Blumenthal wandte sich nun beschwerdeführend an den Minister des Innern Herr Furth und dieser sagte ihm: „Vor meiner definitiven Entscheidung habe ich noch eine einzige Bedingung zu stellen. Bei Werken dieser Art kommt alles auf die Form an, in welcher sie auf der Bühne veranschaulicht werden. Die Darstellung kann hier alles verderben. Sie kann das Gewagteste schamhaft und annehmbar erscheinen lassen. Aber sie kann es auch bis zur Unerträglichkeit steigern und verschärfen. Und da ich in diesem Falle durch meine Entscheidung die persönliche Verantwortung für die Vorstellung übernehmen soll, so muß ich Sie eruchen, vor einer Kommission von drei Ministerialräten eine Generalprobe des Stüdes, die mit der Abendaufführung in jeder Einzelheit übereinstimmt, zu veranstalten.“

Auf Grund dieser Verfügung, so erzählt Blumenthal, fand im „Leistung-Theater“ am 30. Oktober 1890 die merkwürdigste Theaterprobe statt, die ich in meiner zehnjährigen Thätigkeit zu verzeichnen hatte. Eine Geheimprobe, der außer dem Regisseur Herrn Anton Anno und dem Autor lediglich die drei Ministerialräte beiwohnten, die der Minister enthandt hatte.

Der Eindruck der Darstellung war tief ergreifend. Im Mittelpunkt stand Joseph Kainz, der die Gestalt des Willy Janitow mit seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit und Jugendwärme durchströmte. Der nun heimgegangene Oskar Höcker bot als alter Janitow eine der schönsten Gestaltungen seiner lebensvollen Kunst - jeder Zug sichtlich und ehrlich, aus dem Vollen des Menschlichen geschöpft. Alle anderen Künstler, von der entscheidungsschweren Bedeutung der Probe besonders erregt, gaben jeder an seiner Stelle das Beste und Reiste ihrer Kunst... und da über dieser ganzen Vormittags-Aufführung eine seltsam ehrfürchtige Stimmung lag, eine Art von besangener Andacht, so ist vielleicht das Werk nie wieder mit so vollendeteter Wärme und Ehrlichkeit auf der Bühne gegeben worden... Bereits am folgenden Tage war ich in der angenehmen Lage, aus den Händen eines Schutzmannes ein Restrikt in Empfang zu nehmen, das die nachträgliche Erlaubnis der Aufführung enthielt.

Blumenthal teilt noch folgendes Nachspiel dieses Zensur-dramas mit:

Hermann Sudermanns Drama hatte sich längst im Spielplan des „Leistung-Theaters“ eingebürgert, als ich eines Tages in früher Stunde aus der Geheimkanzlei des Ministeriums des Innern ein Schreiben erhielt, durch das ich zum Minister beufen wurde. Hier wurde mir eröffnet, daß der Kaiser beim jüngsten Vortrag des Ministers das Verbot von Sodoms Ende zur Sprache gebracht hätte. Der Minister führte die Gründe an, die ihn zur Aufhebung des Verbots veranlaßt hätten, und fügte hinzu:

„Ich selbst habe das Werk mit vorsichtiger Sorgfalt gelesen; ich habe mich bei jeder Szene gefragt, ob ich dieses Drama in Begleitung meiner Frau würde anhören können? Und erst, als ich alle diese Fragen bejahen mußte, habe ich im Aufsichtswege eingegriffen.“

Sie hätten sich fragen sollen,“ entgegnete der Kaiser, „ob Sie auch in Begleitung Ihrer Tochter jede Szene anhören könnten?“

Der Minister führte in ehrfurchtsvoller Replik aus, daß vor dieser Frage auch Werke der klassischen Literatur, welche

den köstlichsten Repertoirebesitz der königlichen Bühne bilden, nicht standhalten würden. Aber das Ergebnis dieses Zwischenfalles war doch die Frage des Ministers an mich, ob ich nicht Hermann Sudermanns Werk jetzt allmählich im Spielplan „verfickern“ lassen könnte? Blumenthal teilt nicht mit, ob er „Sodoms Ende“ hat „verfickern“ lassen.

Wie lang der Schwanz des Teufels ist.

In einer ländlichen Gemeinde im Römischen sind die Gläubigen in der Kirche versammelt und hören andächtig der Predigt zu. Der Pfarrer ist noch ein junger Mann und giebt sich viel Mühe, seine Zuhörer zu fesseln. Heute hat er gerade den Teufel als Thema gewählt und beschreibt ihn in so grellen Farben, daß den armen Leuten ganz angst und bange wird. Zuletzt kommt er auf den Schwanz des Teufels zu sprechen und auf dessen ungewöhnliche Länge: „Alles purer Hochmut des Teufels.“ „Ja, meine lieben, andächtigen Zuhörer,“ spricht er, „secundum Evangelium Johannis war der Schwanz des Teufels dreihundert Meter lang!“ Große Bewegung unter den Zuhörern. Nur ein älterer Priester, der dem Prediger unbekannt war und in der ersten Reihe saß, nahm keinen Anteil an dem Aufruhr, sondern begnügte sich, sanft den Kopf zu schütteln. Dem Prediger war das nicht entgangen. „Sollte der alte Kerl das besser wissen?“ dachte er. Der alte Kerl war aber stotter und schüttelte den Kopf aus nervöser Schwäche, ohne es selbst zu wissen.

Der Prediger räusperte und schneuzte sich, gebot Ruhe und fing wieder an: „Jedoch secundum Evangelium Lucae soll der Schwanz des Teufels nur zweihundert Meter lang gewesen sein.“ Hierauf machte er eine kleine Pause, um die Wirkung dieser Reduktion auf den alten Herrn zu beobachten. Der aber schüttelt ruhig mit dem Kopfe weiter. „Also noch zu lang,“ sagte der Prediger bei sich, „gut, zwicken wir noch was ab. Und endlich secundum Evangelium Matthaei, war der Schwanz des Teufels nur hundertfünfzig Meter lang!“ Diesmal erwartete er mit Sicherheit ein beifälliges Kopfnicken von seiten des Alten; der aber wiegte den Kopf wie eine Pagode seitwärts weiter. Da geriet der fromme Mann auf der Kanzel in Born: „Und nach diesem alten Esel da unten soll der Teufel überhaupt gar keinen Schwanz gehabt haben!“

Damit schloß er die Predigt.

(Jugend.)

Technisches.

Der Schiffsbau für die deutsche Südpolar-Expedition ist an eine Kieler Werft vergeben worden. Das Schiff wird ein Holzbau sein, weil nur ein solcher die genügende Festigkeit und Elastizität für die Eischiffahrt erhalten kann. Die Form ist etwas voller und nicht in der Weise abgedrängt, wie es bei Dr. Nansen's Fram der Fall war, deren Form für die schweren Stürme und den hohen Seegang der südlichen Meere ungeeignet sein würde, wie es Nansen selbst auf dem internationalen Geographenkongreß zu Berlin betonte; daß das Schiff so stark wie nur möglich gebaut wird, ist selbstverständlich. Innere Abstützungen mit gewachsenem Eichenkruhholz sowie die Verlegung des Zwischendecks nahezu in die Wasserlinie werden dem Eisdruck starken Widerstand leisten. Eine dreifache Beplankung mit Eichenholz, Birkene (der amerikanischen Fichte) und dem südamerikanischen Greenhardtholz werden das Schiff gegen Verlegung durch Eisstöße sichern. Auch wird an Bug und Heck noch eine besondere Eisverstärkung durch Stahlbänder angebracht werden. Die Länge des Schiffes wird etwa 46 Meter, die Breite zwischen 10 und 11 Meter und der Tiefgang unter der Wasserlinie etwa 5 Meter betragen. Das Schiff wird zur Aufnahme eines Kohlenvorrates und der gesamten Ausrüstung für drei Jahre eingerichtet und behagliche Wohn- und Arbeitsräume für 5 Gelehrte, 5 Offiziere und etwa 20 Mann Schiffsbesatzung erhalten. Für jeden Gelehrten und Offizier ist eine eigene Koje vorgesehen. Die Mannschaften werden auf vier Räume verteilt und erhalten außerdem eine eigene Messe. Maschine und Kessel liegen im Hinterschiff zwischen den Wohnräumen. Im Mittelschiff sind die Räume für die wissenschaftlichen Arbeiten vorgesehen. Das Vorderdeck wird einen Raum für 50 Polarhunde erhalten. Deckstammern sollen zur Unterbringung von Fischereigeräten dienen und außerdem auch den Hundeprobian aufnehmen. Das Schiff erhält drei Masten und eine Takelung als Dreimastmarsegelschoner. Zwei Dampfwinden werden den Unter-Vorrichtungen und auch den wissenschaftlichen Arbeiten dienen. Die Beleuchtung wird elektrisch. Die Werft ist kontraktlich verpflichtet, das Schiff bis zum 1. Mai 1901 abzuliefern.

Vermischtes.

* Ein Rezept, einen vornehmen Mann zu machen, entnehmen wir einem vor 120 Jahren erschienenen Buch. Es lautet wörtlich: Nimm anderthalb Senter Menschenfleisch und so viele Knochen und Beine, als zu einem Mann erfor-



berlich sind, gieß daran zehn Pfund echt adeliges und zwanzig Pfund ordinari Kautschucksblut, mische dies alles in eine Masse, bring sie in die gewöhnliche Menschenform, füll die Birnhale mit gutem Speise, schmiere der Figur $\frac{1}{4}$ Pfund Hammelfett und ein Lot wohlriechende Essenzen auf den Kopf, schütte ein Pfund vom feinsten weißen Mehl darüber her, laß einen Maitre Tailleur von Paris ein Duzend Ellen Goldstoff der Mode zerschneiden und die Figur dareinpacken, häng ihr drei Ellen breites seidenes Band über die Schultern und hefte ihr ein Stück Goldblech vorn auf die Brust, steck ihr an jeden kleinen Finger der beiden Hände einen großen Ring, mit reichen Steinen garniert, füll ihr die Taschen mit Uhren, Tabatieren und Etuis (NB. alle diese Sachen müssen unbezahlt sein), gieß ihr in die rechte Hand ein Vornette, die sie mit ununterbrochener Bewegung, deren zureichender Grund in dem reichen Ring liegt, vor das Aug hält; unter den herabhängenden linken Arm aber steck ihr ein schwarzes Dreieck, setze die Figur, vornehmer Mann genannt, also ausgerüstet, in einen beweglichen, mit Sammt ausgeklagen und mit Nädern versehenen Käfig, pflanze vor dem Käfig sechs Holsteiner und einen breitschulterigen Pümmel mit einem Schurrbart hinten hinauf, oder ein Goldknecht wohlgemästete Müßiggänger, laß den Käfig vor dem Residenzschloß des Landesherrn anhalten und die Figur in die Antischambre hinaufsteigen, laß bei ihrem Eintritt in folge die obere runde Erndung der Figur sich gegen die untere ein Halbduzendmal so tief herabbeugen, daß die beiden Erndungen und der mittlere Teil der Figur einen schärftwinkligen Triangel formieren und aller Speise aus dem obern Auffass herausfallen würde, wenn solcher nicht glücklicherweise bedeckt wäre, laß sie dort ein paar Worte französisch rabbrechen, ihre Uhren, Tabatieren und Etuis nach der Reihe austramen und wieder einstecken, so ist die Schöpfung deines vornehmen Mannes, der sonst nichts ist, als ein vornehmer Mann, und sein Tagwerk vollbracht.

*** Ueber Heinrich Heine in der Weltliteratur** schreibt ein amerikanisches Blatt: Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß im Auslande kein deutscher Dichter — nicht einmal Goethe — so viel gelesen und gesungen wird, wie Heinrich Heine. In französischer Sprache sind über fünfzig mehr oder minder gelungene Uebersetzungen der Boesien und prosaischen Schriften Heines erschienen. Wir nennen nur: Gerard de Nerval, Schure, Marelle, Lillandier, Rancey, Urbain, Didier, Specht und Dupuy. Von den zahlreichen englischen Uebersetzungen erwähnen wir nur die von Edgar Alfred Howring, Egan, Wallis, Strathair, Martin, Johnson, Evans, Shodgrass, John Storey Smith, Kate Freiligrath-Kroeker und Colbeck. In Amerika ist Heine von Charles Veland, Haven, Mary Booth, Longfellow, Frances Hellmann und mehreren anderen übertragen worden. Bekannt ist die meisterhafte Uebersetzung des „Buches der Pieder“ ins Italienische von Bernardino Zendrini. Von den übrigen italienischen Uebersetzern seien nur Chiarini, Menasci, Salvagnini und Massarasi genannt. Von den Uebersetzungen ins Spanische erwähnen wir die von Fernandez y Gonzales, Francisco Sellen und Lorente. Außerdem nennen wir die holländische Uebersetzung von van der Hoop, die schwedische von Kruth und Ring, die dänische von Winter und Aaresstrup, die norwegische von Gramsford, die ungarischen von Karoly, Endre, Miklos und Gulai Pal, die tschechische von Spindler und die russischen von Michailow, Kostomarov, Meißner und Weinberg. In die hebräische Sprache sind viele Gedichte von Lurie, Letteris, Kaplan und Mandelkern übersetzt worden. Außerdem sind mehrere Gedichte Heines in die lateinische, neugriechische, türkische, lettische, polnische und japanische Sprache übersetzt worden. Es dürfte nur wenigen bekannt sein, daß im Jahre 1885 bereits über 3000 Kompositionen Heinescher Gedichte gezählt wurden. Goethe ist nur 170 mal komponiert worden. Die Kompositionen von „Du bist wie eine Blume“ beziffern sich auf 170; „Ich hab' im Traum geweinet“ und „Leise zieht durch mein Gemüth“ auf je 83; „Ein Fichtenbaum“ 76; „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ 73. Von den vielen Komponisten Heinescher Gedichte seien hier nur die folgenden genannt: R. Schumann, Mendelssohn, Franz, Rubinstein, Schubert, Seifert, Ritter, Bielborski, Cigler, Herb, Klughardt, Urbruch, Geisler, van der Studen, Brahm, Costa, Dawidow, Roszkowski und Edert. Außerdem existieren Gesangsgesenen aus „Almanor“ von Heinecke, „Ratcliff“ von Fuchs und die Opern „Ratcliff“ von Dui und Mascagni. Ebenso ist an dieser Stelle Richard Wagner zu nennen, der in seinem „Fliegenden Holländer“ einen Heineschen Stoff verwendet hat.

*** Russische Gefängnisse.** Wie die russischen Arrestanten leben, davon geben die Verpflegungsbestimmungen der städtischen Gefängnisse ein Bild. Wie die russische Zeitschrift Schinj i Ssutwo (Das Leben und die Kunst) berichtet, sind in den meisten süd-russischen Gefängnissen zur Verpflegung der Arrestanten nur 4 Kopeken (8 Pennige!) pro Tag bestimmt. Die Arrestanten hungern im wahren Sinne des Wortes und stehen aus den vergitterten Fenstern Vorübergehende an, ihnen Brot zu geben. Nur in wenigen Städten des europäischen Rußlands erreichen

die Ausgaben für die Tagesration eines Arrestanten 12 bis 14 Kopeken (24—30 Pfg.), meist schwanken sie zwischen 4 und 7 Kopeken! Schon seit Alters her hat man in Rußland die Gefangenen darben lassen. Bis zum 18. Jahrhundert gab man ihnen überhaupt keine Kost und ließ sie auf Almosen angewiesen sein. Im 18. Jahrhundert verstand man sich dazu, den Arrestanten 1 Kopeken pro Tag anzuzuwenden, welche Norm im Jahre 1803 auf 3 Kopeken erhöht wurde. Wenn man übrigens gegenwärtig 4 Kopeken für den Tagesunterhalt des Gefangenen zahlt, so bedeutet das angesichts der Verteuerung der Lebensmittelpreise in Rußland eher eine Verschlechterung des Lebenshaltung. Es ist aber Thatsache, daß die russische Staatskasse auch gegenwärtig bei Aufstellung der Gefängnisbudgets auf Spendung von Almosen für Arrestanten rechnet, wodurch das Manko gedeckt würde. Eine schlechte und knappe Kost sei, so schreiben die im Regierungsdienste stehenden Blätter, für Arrestanten gerade recht, da sie dadurch noch besonders hart gestraft würden. Dieser inhumanen und sinnlosen Denkmalsweise ist die Ueberlegung fremd, daß die Arrestanten gerade eine noch bessere Kost genießen müssen, als die Freien, weil sie in der dumpfen Luft und Enge der Zellen mehr Widerstandskräfte gebrauchen als diese.

*** Eine drohliche Sammlung Redeblüten** aus der schweizerischen Bundesversammlung bringt ein Züricher Blatt. Wir offerieren davon unseren Lesern folgende Broden: Die französischen Importeure kaufen die Nutzfische hauptsächlich in der Zentralalpen und werden dann in den großen Meierien von Lyon und Paris ausgemolken, um schließlich auf die Schlachthausbank gemorjen zu werden. — Kommen Sie also nicht auf etwas Neues zurück. — Das sind verdünnte Schulsekretäre. — Ich rechne, unsere Leute werden mit dem Zukunftskauf von Kunstfutter sehr zurückhaltend sein; unsere Leute sind sich an diese Fütterung gar nicht gewöhnt. — Jedermann bejaht diese Frage einstimmig. — Die eidgenössische Tierarzney-Schule liegt in der Luft. — Die Fürste ballen sich und fangen an zu gestikulieren. — Machen Sie ein Ende, damit diese Seeschlange endlich von uns verdrat werde. — Wir sind ein zu gebirgiges Land und zu wenig bevölkert. — In den schlechten Jahren müssen die Aktionäre den Schaden tragen. Sie verlieren das an ihrer Haut, das heißt an ihren Aktien. — Was hilft mir ein Privatrecht, welches sich dem sozialen Glend gegenüber ohnmächtig auf seinem Lager wälzt! — Es ist ein Irrtum, anzunehmen, die Kohle sei ein abgegrastetes Gebiet. — Vorsichtiger (zu einem zu beeidigenden Mitgliede): Ich erlaube Sie, mir mit dem Schwörfinger der rechten Hand die Worte nachzusprechen: „ich schwöre es“.

Litteratur.

Von der **Gleichheit**, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Dieß Verlag) ist uns soeben die Nr. 1 des 10. Jahrgangs zugegangen. Auch diese Nummer zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts aus.

Die Gleichheit erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf., durch die Post bezogen (eingetragen in der Reichspost-Zeitungsliste für 1900 unter Nr. 3122) beträgt der Abonnements-Preis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf., unter Kreuzband 85 Pf.

Von der **Neuen Zeit** (Stuttgart, Dieß Verlag) ist soeben das 14. Heft des 18. Jahrgangs als 1. Heft im neuen Jahre erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Die Welt-rätzel. — Philosophie und Wirtschaft. Von Heinrich Cunow. — Zwei Kritiker meiner „Agrarfrage“. Von R. Rautsky. — Die ober-schlesische Zinkindustrie. Von A. Winter. — Ausblicke in das neue Jahrhundert. Von Heinrich Vogel. — Notizen: Zur französischen Landwirtschaftsstatistik.

Weiteres.

— **Höchster Grad.** A.: Mein Sohn ist Spezialist für Ohrenkrankheiten! — B.: „Für's rechte oder linke?“

— **Zur Naturkunde.** „... Ja, Karlinchen, die schönen Seidenkleider, die ich trage, rühren alle von einem unansehnlichen, armen Würmchen her!“ — „Nicht wahr, Mama — und dieses arme Würmchen ist der Papa?“

— **Naiv.** Junge Gattin eines Amtsrichters: „Ja, mein Mann hat jetzt schrecklich viel zu thun mit dem Studium des Neuen Gesetzbuches! ... Und denken Sie, kaum ist er mit dem Studium des Einführungs-gesetzes fertig, da haben die Gesetzgeber schon wieder ein Ausführungs-gesetz gemacht. Nun ist alle Arbeit umsonst gewesen!“ (H. Bl.)

— **Adel.** Es giebt drei Arten des Adels: erstens persönlicher Adel, das ist, wenn jemand etwas Bedeutendes geleistet hat; zweitens Briefadel, das ist, wenn irgend ein Vorfahr mal etwas Bedeutendes geleistet hat; drittens Uradel, das ist, wenn man weder selbst etwas geleistet hat, noch irgend ein Vorfahr — und das ist natürlich das Vornehmste.

Verantwortlicher Redakteur: A. Weiskmann in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.

